

Wenn ich mich im Folgenden mit dem Hass beschäftige, so tue ich das nicht ohne Bezug zu dem Phänomen und dem Begriff, der immer wieder als sein Gegenstück erscheint, der Liebe. Die Liebe ist, wie ich zeigen möchte, in ihrem Ursprung nicht Gegenteil von Hass, obschon dieses Begriffspaar in unserer Alltagsverwendung so verstanden wird. Die Auseinandersetzung mit dem Hass, mit »negativen Affekten«, mit dem »Bösen«, ist eine Herausforderung, die uns konfrontiert, am offensichtlichsten da, wo dieses von außen, vom Anderen an uns herangetragen wird. Aber es fordert uns noch viel mehr dort, wo wir vor der Aufgabe stehen, diese Affekte bei uns selbst zu erleben, anzuerkennen und nicht einfach beim Anderen zu deponieren. Die Entwicklung dieser eher wenig gewürdigten Fähigkeit ist für unser therapeutisches Tun sehr bedeutsam. Denn der Zugang und Umgang mit Hass ist von größter Tragweite. Er ist ein wesentlicher Ausgangspunkt und Bedingung von Sprache und Sprechen. Zudem ist die Fähigkeit zu hassen und den Hass konstruktiv auszuhalten grundlegend für die Entwicklung stabiler Bindungen und prägt gleichzeitig unser Verhältnis zu Gewalt.

Wenn ich mich im Folgenden auf Konzepte und Gedanken von Freud und Lacan beziehen, geht es mir nur am Rande um eine Beschäftigung mit der psychoanalytischen Theorie. Vielmehr bilden diese Konzepte Orientierungspunkte, um die zuvor angedeuteten Phänomene der klinischen Praxis zu erkennen und zugänglich zu machen. Ausgehend von einer zentralen Definition Freuds von Hass möchte ich anhand der Lacan'schen Kategorien des Imaginären, des Symbolischen und des Realen unterschiedliche Ausformungen und Qualitäten von Hass bestimmen.

In *Triebe und Triebchicksale* beschäftigt sich Freud wohl am ausführlichsten mit der Thematik von Liebe und Hass. Und er macht es in diesem Text, weil er erkennt, wie er schreibt, dass sich diese beiden Affekte, Liebe und Hass, einer simplen Einordnung in seine Triebtheorie widersetzen. Es gehört zu Freuds wissenschaftlicher Integrität, dass er sich in der Folge eingehend diesen Phänomenen widmet. Er nähert sich diesen eher aus einer philosophischen, phänomenologischen Perspektive, als dass er ihnen seine Triebtheorie überstülpte. Dabei kommt er zu etlichen grundlegenden, aber auch überraschenden Erkenntnissen, was es mit Liebe und Hass auf sich hat. Wesentlich ist dabei seine Auffassung, dass Liebe und Hass Ausdruck sind vom Verhältnis des Subjekts zur Außenwelt. Bei der Liebe besteht ein lustvolles Verhältnis zu den »Objekten« der Außenwelt, deren Nähe, Liebe und Wärme gesucht wird. Beim Hass wird die Außenwelt als unlustvoll, als Störung erlebt: Das Subjekt sucht im Hass Distanz; es will von den betreffenden Objekten nichts wissen, trachtet eventuell gar nach deren Zerstörung und Vernichtung. Vor diesem Hintergrund betrachtet Freud die beiden Affekte nicht als Gegensätze und geht davon aus, dass Liebe und Hass keinen gemeinsamen Ursprung haben. Ich zitiere Freuds zusammenfassende Überlegungen ausführlich:

Die Liebe stammt von der Fähigkeit des Ichs, einen Anteil seiner Triebregungen autoerotisch, durch die Gewinnung von Organlust zu befriedigen. Sie ist ursprünglich narzißtisch, übergeht dann auf die Objekte, die dem erweiterten Ich einverleibt worden sind, und drückt das

motorische Streben des Ichs nach diesen Objekten als Lustquellen aus. Sie verknüpft sich innig mit der Betätigung der späteren Sexualtriebe und fällt, wenn deren Synthese vollzogen ist, mit dem Ganzen der Sexualstrebung zusammen. Vorstufen des Liebens ergeben sich als vorläufige Sexualziele, während die Sexualtriebe ihre komplizierte Entwicklung durchlaufen. Als erste derselben erkennen wir das Sicheinverleiben oder Fressen, eine Art der Liebe, welche mit der Aufhebung der Sonderexistenz des Objekts vereinbar ist, also als ambivalent bezeichnet werden kann. Auf der höheren Stufe der prägenitalen sadistisch-analen Organisation tritt das Streben nach dem Objekt in der Form des Bemächtigungsdranges auf, dem die Schädigung oder Vernichtung des Objekts gleichgültig ist. Diese Form und Vorstufe der Liebe ist in ihrem Verhalten gegen das Objekt vom Haß kaum zu unterscheiden. Erst mit der Herstellung der Genitalorganisation ist die Liebe zum Gegensatz vom Haß geworden.¹

Freud entwickelt hier seine Gedanken zu Liebe und Hass in großer Nähe zu einer Konzeption der Erfahrung des kindlichen Subjekts. Dieses ist in einer ersten Phase vollumfänglich auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse ausgerichtet und – so es befriedigt ist – verhält es sich zu den Objekten der versorgenden Außenwelt indifferent. Indifferenz ist sodann der uranfängliche Gegensatz von Liebe und Hass. Nun aber folgt ein überraschender Gedanke von Freud, den es, in seiner praktischen Konsequenz, weiterzudenken gilt. Er betont:

Der Haß ist als Relation zum Objekt älter als die Liebe, er entspringt der uranfänglichen Ablehnung der reizspendenden Außenwelt von Seiten des narzißtischen Ichs. Als Äußerung der durch Objekte hervorgerufenen Unlustreaktion bleibt er immer in inniger Beziehung zu den Trieben der Icherhaltung, so daß Ichtriebe und Sexualtriebe leicht in einen Gegensatz geraten können, der den von Hassen und Lieben wiederholt.²